

Marjorie
Celona
Hier könnte
ich zur Welt
kommen

Roman Insel



Marjorie Celona

*Hier könnte ich
zur Welt kommen*

Roman

Aus dem kanadischen Englisch
von Christel Dormagen

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel *Y*
bei Hamish Hamilton / Penguin Canada, Toronto.

Erste Auflage 2013

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2013

© Marjorie Celona 2012

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17562-9

Mein Leben beginnt am Y. Ich werde geboren und vor der Glastür des YMCA abgelegt, und auch wenn das Schild auf »Geschlossen« gedreht ist, sieht ein Mann, der auf dem Parkplatz wartet, alles: Meine Mutter, eine Frau in marineblauem Overall, taucht mit einem grau eingeschlagenen Bündel hinter der Christ-Church-Kathedrale auf, ihr Körper stemmt sich gegen den kalten, feuchten Wind des frühen Sommermorgens. Ihr Mund ist geöffnet, als würde sie schreien, doch kein Geräusch ist zu hören, nur der Ruf von Vögeln. Der Wind bläst ihr böig entgegen und presst den Overall an ihren Körper, so dass der Mann, während sie auf ihn zugeht, den Umriss ihrer mageren Beine und ihres entstellten Bauchs sowie den oberen Rand ihrer braunen Arbeitsstiefel sehen kann. Ihr Overall hat Ölflecken, ihre Stiefel sind viel zu groß. Sie ist eine kleine, zartgliedrige Person mit so breiten Schultern, dass der Mann zuerst einen Jungen zu sehen glaubt. Sie hat dunkelbraunes Haar, das hinten zu einem Knoten geschlungen ist, und wilde, mondgraue Augen.

Ihr Gesicht wirkt grob, maskulin, es hat etwas Elendes. Trotz der Kühle stehen Schweißperlen auf ihrer Stirn. Der Mann sieht, wie sie am Parkplatzeingang stehenbleibt, den Kopf in den Nacken legt und in den Himmel blickt. Sie überlegt. Ihre Augen sind voller Entschlossenheit und voller Angst. Sie macht noch einen Schritt und schaut sich um. Sonnenlicht färbt die Straße rosig und golden, über ihr am Himmel ein sich rasch näherndes kreischendes Wasserflugzeug, Straße, Gehsteige und die spiegelnden Glasfronten der Gebäude sind noch feucht vom Regen der vergangenen Nacht. Meine Mutter horcht auf das Flugzeug, auf die Vögel. Wenn irgendjemand sie sieht, wird sie die Nerven verlieren.

Sie blickt wieder nach oben, der Morgenhimmel ist blau wie eine Pfauenfeder.

Der Mann studiert ihr Gesicht. Er ist an diesem Morgen von Langford hergefahren und so früh aufgebrochen, dass es noch dunkel war und er nicht einmal die Bäume sehen konnte. Er wohnt tief im Wald, den Himmel kann er erst sehen, wenn er den Inselhighway erreicht. Die Tannen rechts und links der Straße recken sich in große Höhen, ihre Wipfel stoßen aneinander, bilden eine Art Dach, ein Tonnengewölbe. *Diese Straße ist wie ein Kirchenschiff*, denkt er jedes Mal, wenn er hier entlangfährt, stolz, etwas zu stolz auf seine Metapher, und er blickt hoch zu dem Gewölbe, dem Fenstergeschoss, dem Querschiff, dem Chor, den Bäumen. Er lässt sein Fenster herunter, spürt den Windstoß im Gesicht, in den Haaren und fährt auf den Highway: endlich Himmel, Tempo. Vor ihm weitet sich das Gelände, die Bäume werden immer niedriger, je mehr er sich der Stadt nähert; der breite Highway verjüngt sich zur Douglas Street, er fährt an Buswartehäuschen vorbei, unter den Bögen von Laternen hindurch, jetzt kommt das Autohaus, wo er gearbeitet hat, danach der 7-Eleven-Laden, Thompsons Schaumstoffgeschäft, White Spot, der Red-Hot-Videoladen, und dann ist er im Zentrum, keine Bäume mehr, aber er kann endlich den Ozean riechen, und wenn er mehr Zeit hätte, würde er bis an die Inselspitze fahren und zusehen, wie die Sonne über der Dallas Road aufgeht. Es ist noch so früh, und doch strecken die Frauen schon ihre Daumen aus, warten in sehr, sehr engen Jeans auf die Männer in ihren schmutzigen Lieferwagen und verbeulten Pkws; er lässt das Dairy Queen, den Traveller's Inn, das leuchtend rote Ziegelrathaus, das Eaton Centre hinter sich. Gegen Mittag werden diese Straßen, die er so gut kennt, von blassgesichtigen Wohlstandskindern mit knielangen Dreadlocks bevölkert sein, die trommelnd und plärrend nach Kleingeld verlangen, und ein Mann mit einer orange-

farbenen Kochmütze auf dem Kopf wird auf einer Trompete spielen. Und noch später werden sich im McDonald's an der Ecke bettelnde Teenager lümmeln – zerrissene Hosenbeine mit Sicherheitsnadeln zusammengehalten, Bandanas, Flicker, die riesigen Rucksäcke draußen vorm Gebäude abgestellt, magere, gescheckte Pitbulls und zahme Ratten, die in Hemdärmel rein- und raushuschen, Schlafsäcke, Styroporbecher, ältere Menschen, so viele ältere Menschen, die sich durch das Chaos dieser Straßen kämpfen, Blinde, Seemöwen, das Crystal Gardens, das Helm's Inn, die Totempfähle, als der Mann am Park vorbei zum YMCA fährt, keine anderen Fahrzeuge, nur seins, weil es, für die meisten Menschen, nicht Morgen ist, sondern immer noch mitten in der Nacht.

Auf dem Parkplatz macht ihn die blendende Sonne, die gerade aufgeht und durch das Beifahrerfenster seines Lieferwagens scheint, jetzt unsichtbar. Er sieht, wie meine Mutter meine Wange küsst – hastig wie ein scheuer Vogel –, wie sie dann rasch die Rampe zum Eingang hinaufgeht, mich vor die Glastür legt und wegläuft. Sie sieht sich nicht um, kein einziges Mal, und der Mann beobachtet, wie sie in die Quadra Street einbiegt, nun, da ihre Arme leer sind, mit raschem, leichtem Schritt. Sie verschwindet auf den Friedhof neben der Kathedrale. Es ist der 28. August, 5 Uhr 15 morgens. Mit einem Schlag ist meine Mutter für mich gestorben.

Der Mann wünscht sich so sehr, ich läge nicht da, dass er es hätte herausschreien mögen. Sein ganzes Leben lang ist stets er derjenige, der bemerkt, wie einer alten Frau das Taschentuch aus der Handtasche fällt, und dann einen halben Block hinter ihr herrennen muss, mit dem Tuch wie mit einer Fahne wedelnd. Jeder Lidschlag offenbart ihm etwas, was er nicht sehen will: einen vergessenen Stullenbeutel; eine *Zweibelsuppe* geschriebene *Zwiebelsuppe*; einen Lacklederschuh, der gleich in Scheiße tritt. *Warte! Pass auf, Chef!*

Diese Schluderei, diese Halbherzigkeit. Ich. Ich bin so klein, dass er »winzig« denkt, als er sich hinhockt und den Kopf beugt. Meine junge Mutter hat mich in ein graues Sweatshirt mit Daumenlöchern im Ärmel gewickelt, da es kalt ist um diese Tageszeit und ich gerade einmal ein paar Stunden alt, nackt und gelbsüchtig bin: ein kleines, gelbes Ding.

Der Mann hebt das Sweatshirt ein wenig an, weil er nach einer Nachricht oder Anzeichen einer Verletzung sucht. Da ist nichts, bis auf ein zusammengeklapptes Schweizer Offiziersmesser unter meinen Füßchen. Mein Kopf hat die Größe einer Yukon-Gold-Kartoffel. Der Mann hält inne. Er übt die Sätze, die er wird sagen müssen, wenn er an die Tür klopft und um Hilfe bittet. »Hallo! Hier ist ein Baby! Ein Baby, das von seiner Mutter ausgesetzt wurde – ich glaube – ich habe darauf gewartet, dass geöffnet wird, sie hat das Baby hier hingelegt und ist weggegangen, ein junges Mädchen, bin nicht gut im Einschätzen von Alter, achtzehn, neunzehn vielleicht? Hier ist ein Baby, genau *hier*. Oh, ich habe gar nicht nachgeschaut –«, er schaut nach: »Es ist ein Mädchen.«

Sie fahnden nur kurz. Die Polizei rennt herum und nimmt die Beschreibung des Mannes auf, der erklärt, er heiße Vaughn und sei morgens gern als Erster vor der Tür des Y, das sei ein kleines Spiel von ihm.

»Bei irgendwas muss man doch Erster sein, Kumpel«, sagt er zu einem der Bullen. Sie sehen einander an und lachen, ein bisschen zu heftig und ein bisschen zu lange.

Vaughn trägt seine üblichen Sachen: dunkelblaue Jogginghose mit weißen Seitenstreifen; T-Shirt mit einem Segelboot vorne drauf; nagelneue weiße Turnschuhe. Er ist noch jung, Anfang dreißig, gut einen Meter achtzig, mit der Statur eines Marathonläufers. Auf dem Kopf hat er einen dichten, wilden, roten Haarschopf, und er lässt sich ein Ziegenbärtchen wachsen. Deshalb juckt sein Kinn. Er fingert daran herum,

während er mit dem Polizisten spricht. *Was haben Sie gesehen?*

Inzwischen ist Vaughn an die Art, wie sein Leben läuft, gewöhnt: Er ist ein Seher. Wenn Autos kollidieren, weiß er es zwei Minuten bevor es passiert. Er hat die Scheidung seiner Eltern vorhergesehen, als ihm eines Tages auffiel, wie seine Mutter die Lippen kräuselte, als sein Vater auf einer Party einen dreckigen Witz erzählte. Er war damals neun. Er dachte, das war's. Das ist das Zeichen. Es ist gar nicht schwer – dieses Prophezeien, falls man das so nennt –, es hat mit Beobachten zu tun. Vom richtigen Blickwinkel aus – sagen wir, von oben – braucht man keine psychologischen Gaben, um zu erkennen, dass zwei Menschen, die mit gesenkten Köpfen und Händen in den Taschen aufeinander zu gehen, irgendwann zusammenstoßen.

Hören Sie, was haben Sie gesehen?

Vaughn schweigt einen Moment, ehe er antwortet. Er spürt, wie die Zeit sich verlangsamt, und er fühlt, wie er zu schweben beginnt. Von hier oben sieht er, was er sehen muss: die Abfolge von Ereignissen, die mir widerfahren werden, wenn meine Mutter mich aufzieht. Es ist alles nur zu klar. Er hat sie nicht sehen sollen. Er hat nicht eingreifen sollen. Er hat den Ausdruck in den Augen meiner Mutter gesehen; er hat Frauen wie sie schon vorher gesehen. Er weiß, dass ich, was auch immer mein Schicksal sein wird, ohne meine Mutter besser dran bin.

Was genau haben Sie gesehen?

Und so nimmt der Polizist eine Beschreibung meiner Mutter auf, aber er bekommt nicht die richtige: Vaughn erklärt ihm, sie habe kurzes, blondes Haar gehabt, obwohl sie es zu einem dunkelbraunen Knoten geschlungen hatte. (Wenn sie es offen fallen lässt, reicht es ihr bis zum Schlüsselbein.) Er sagt, sie habe eine rote Jogginghose und einen weißen Tennispullover getragen – er stellt fest, dass er beschreibt, was er

selbst am Tag zuvor anhatte – und habe nicht obdachlos ausgesehen, nur verängstigt und jung. Vielleicht eine Collegestudentin, sagt er. Sportliche Figur, sagt er.

Mittlerweile haben sich zwanzig Leute auf dem Parkplatz vom Y eingefunden. Eine Frau drängt sich zwischen den Polizisten und all den Menschen in Trainingshosen hindurch. Sie wedelt mit den Armen, ihr offener Mund gleicht einer Höhle.

»Mein Baby!«, schreit sie und stellt eine Tüte mit leeren Bierdosen neben sich auf den Boden. Ihr Kopf zuckt. Die Polizisten verdrehen die Augen, Vaughn auch. Sie ist die Quarter-Lady, die immer dann auftaucht, wenn man die Parkuhr füttert: »Sie! Ham Sie mal 'n Quarter?« Ihr Haar sieht aus wie die liegengebliebenen Perücken im Supermarkt, wenn man vergessen hat, rechtzeitig ein Kostüm für Halloween zu kaufen. Wenn sie Flügel hätte, wäre etwas Ätherisches an ihr.

Mein erstes Babyfoto erscheint in der Zeitung. »Baby ausgesetzt. Polizei verspricht: kein Strafverfahren«. Vaughn schneidet den Artikel aus und klebt ihn an seinen Kühlschrank. Er geniert sich für eine seiner Aussagen – »Ich glaube, es ist ein Akt der Verzweiflung« –, und seine Augen füllen sich mit Tränen, als er den Satz der katholischen Gemeinschaft Saint Vincent de Paul liest, den eine der Schwestern vom Kinderkrankenhaus für die Zeitung zitiert hat: *Diese Kinder gehören Gott auf ganz besondere Weise, weil sie von ihren Vätern und Müttern im Stich gelassen wurden ... man kann ihnen gar nicht genug Liebe schenken.*

»Ich glaube, es handelt sich um einen Akt der Verzweiflung.« Vaughn muss heftig Luft holen. Er krümmt sich innerlich beim Lesen und wünschte, er hätte überhaupt nichts gesagt.

Er sitzt am Fußende seines Betts und wartet, dass das Telefon klingelt. Bestimmt hat die Polizei inzwischen meine

Mutter gefunden; das hier ist schließlich eine Insel. Man kann nirgendwo hin. Wenn sie sie erst einmal gefunden haben, ist es nur eine Frage der Zeit, wann sie stutzig werden und sich wundern, wieso seine Beschreibung nicht stimmt. Er sitzt den ganzen Tag auf dem Bett und starrt auf das Telefon. Er starrt die ganze Nacht darauf. Am nächsten Morgen hängt er marineblaue Bettlaken über die Gardinenstangen, um das Licht auszublenden, und stopft Zeitungen in die Ritze unter der Tür. Er schläft eine Stunde, träumt, er würde vier Stockwerke tief durch ein brennendes Gebäude fallen.

Als er erwacht, ist das Zimmer dunkel, aber seine Augen brennen. Er schließt sie wieder und fällt erneut durch das Gebäude, und als er landet, ist Blut unter seinen Fingernägeln.

Auf seinem Nachttisch hat er ein Foto seiner Freundin, eine zusammengerollte Zeitschrift zum Spinnentotschlagen und ein dreieckiges Prisma liegen. Wenn er die Vorhänge öffnete, würde sein Gesicht in tausend Farben funkeln.

Jemand, sein Nachbar, spielt Klavier. Schlecht, unkonzentriert.

Er schüttelt den Kopf.

»Ich habe mich falsch erinnert«, setzt er probeweise an, ins leere Zimmer hinein, aber das Telefon klingelt nicht.

Er greift nach der Zeitschrift, dabei fällt das Prisma auf den Boden. Es zerbricht nicht. Er legt es in seinen Schoß und schlägt die Zeitschrift auf.

»Ich drifte manchmal ab. Besonders morgens. Ich muss sie mit jemandem verwechselt haben, den ich davor gesehen habe oder einen Tag früher.«

Er bäugt das Telefon.

Er versucht, auf dem Rücken zu schlafen, mit einem Kissen über den Augen. Er versucht, auf dem Bauch zu schlafen. Er vergräbt den Kopf im Bettzeug wie eine Wühlmaus.

»Es tut mir leid«, sagt er zum leeren Zimmer, zum Bild

meiner Mutter, das in sein Hirn eingebrannt ist. »Es tut mir leid, wenn ich etwas Falsches getan habe.«

Schließlich steckt er den Artikel in eines seiner Sammelalben, die er auf dem Kühlschrank aufbewahrt, und versucht, mich, meine Mutter und seine Lüge zu vergessen. Irgendwie weiß er, dass sich hinter der Aussetzung ein Akt der Liebe verbirgt. Irgendwie weiß er, dass er nicht hatte eingreifen sollen.

Ein Joker; eine tickende Zeitbombe. Ich könnte wer weiß wer sein; ich könnte wer weiß woher kommen. Ich habe keine Haare auf dem Kopf, und meine Augen blicken leer, als wäre ich entweder gefühllos oder blöd.

Ich wiege etwas über vier Pfund und werde auf der Intensivstation für Neugeborene in einen Brutkasten gelegt. Ich werde positiv auf Marihuana und negativ auf Amphetamine und Methamphetamine getestet. Das Krankenhaus röntgt meine Brust, entnimmt Blut aus meiner Ferse, untersucht meinen Urin. Ich habe keine Lungenentzündung; ich bin nicht HIV-positiv. Ich bekomme Antibiotika gegen Funisitis, eine Entzündung meiner Nabelschnur, und die Diagnose wird in die Zeitung gesetzt, als eine letzte Aufforderung an meine Mutter, sich zu melden. Sie sei vermutlich krank, hat ein Arzt der Zeitung gesagt, und müsse wohl dringend behandelt werden. Die Antibiotika tun, was sie sollen, meine Mutter erscheint nicht, und das Ministerium für Kinder und Familienentwicklung beantragt das Sorgerecht.

Eine der Schwestern aus der Nachtschicht nennt mich Lily. Sie heißt Helene und ist fünfundzwanzig. Sie hat kastaniendraune, schulterlange Haare, die sich bei Regen kräuseln, einen dichten Pony und ein kleines, pummeliges Gesicht mit einem Rosenknospenmund. In ihren Pausen schaut sie herein und singt für mich »Am Wasserfall«.

*Eine Nachtschwalbe sitzt am Wasserfall
und ruft nach dir, sie träumt, wie du.*

Helene lebt allein in einer Wohnung mit Meeresblick in der Esquimalt Road. Sie schaut auf mein kleines Gesichtchen und malt sich aus, wie es wäre, wenn sie mich mit nach Hause nähme und meine Mutter würde. Im Geiste räumt sie ihre Wohnung um, stellt ein Babykörbchen in den schmalen Spalt zwischen ihrem Doppelbett und der Kommode, ersetzt einen der vier Klappstühle an ihrem Küchentisch durch einen hohen Kinderstuhl. Sie backt einen holländischen Apfelkuchen für mich, während ich zuschauen; die ganze Zeit singt sie. Aber wenige Wochen später lernt Helene einen Mann kennen, und ihr laufen die Gedanken über. Sie kann nicht Platz für uns beide schaffen in ihrem Kopf. Sie heiratet den Mann. Sie ziehen nach Seattle.

Ich werde hin und her gereicht, erst in diese Arme gelegt und dann in jene. Sobald ich so weit bin, dass ich das Krankenhaus verlassen kann, werde ich in eine Pflegefamilie gegeben.

Meine neuen Eltern taufen mich nicht, sie sind nicht religiös. Sie nennen mich Shandi, und wir wohnen in einem lauten braunen Apartment in einem Stadtteil ohne Namen. Es liegt in einer der beiden Seitenstraßen, die zwei Hauptstraßen miteinander verbinden. Die eine führt ins Zentrum hinein, die andere heraus, und nachts lauschen wir auf der einen Seite dem Verkehr, der in die Stadt rollt, und auf der anderen Seite dem, der hinausrollt. Einen Block entfernt gibt es einen Eckladen, eine Reparaturwerkstatt für Staubsauger und einen Park mit einem Tennisplatz. Städtische Angestellte reinigen jeden Morgen die öffentliche Toilette und leeren die Mülleimer, und am späten Nachmittag schieben junge Mütter ihre Kinderwagen über den Weg, der eine Abkürzung zum Eckladen ist. Nachts wird der Park lebendig. Ob-

dachlose schlafen auf den Bänken oder bauen Zelte unter den Tannen auf. Der Tennisplatz wird zum Freiluftmarkt für Drogen. Morgens ist er übersät mit Kanülen und halb leer gegessenen Bechern vom Kentucky Fried Chicken, dazwischen ein Schlafsack, den jemand vergessen hat. Teenager der Highschool weiter unten in der Straße spielen an den Wochenenden Tennis und rauchen in den Pausen selbstgedrehte Joints. Ansonsten ist es ein wunderschöner Park, mit gewaltigen Rhododendronbüschen, Eibenhecken in Form riesiger Gummibonbons und pazifischem Hartriegel mit leuchtend weißen Blüten, dicht an dicht. Vereinzelte langgliedrige Trauerweiden stehen auf einem öden Stück Grasland.

Mein Pflegevater heißt eigentlich Perez, wird aber Par genannt. Er gibt sich zufrieden mit meiner schmalen Krankenakte, aber meine Mutter Raquelle sucht mein Gesicht und meinen Körper nach Auffälligkeiten ab. Am Abend, als sie mich zu sich nach Hause bringen, erwarten die Nachbarn, die selbst drei Pflegekinder haben (*Pflegekinder bringen gutes Geld*, hatten sie gesagt), sie in ihrer Küche mit geschmortem Thunfisch. »Die hier hat keinen richtigen Vater und keine richtige Mutter«, so stellt mein Vater Par mich ihnen vor und setzt mich auf den Küchentisch wie ein Brathühnchen. »Sie kommt vom Mond, vom Himmel.« Er wirft die Arme in die Luft und dreht sich im Kreis. Er ist glücklich und stolz.

In den folgenden Monaten füttert Raquelle mich mit zitterigen Löffeln Brühe, pürierten Karotten mit Zimt und schließlich mit gewürfeltem Cheddar. Sie kann stundenlang dasitzen, mir Sachen in den Mund schieben und beim Kauen zusehen. In der Küche hängt ein säuerlicher Geruch von einem Gasleck irgendwo im Herd, und die dunklen Holzschränke riechen streng nach Kurkuma und Curry. Ein paar schmutzige Läufer liegen auf dem aufgeplatzten Lino-leumboden. Ich sitze auf einem orangefarbenen Plastikkin-

derstuhl, mit einem fleckigen weißen Lätzchen um den Hals und esse, was Raquelles zarte Hände mir hinhalten. Sie ist eine große, schlanke Frau mit glattem, schwarzem Haar und einem eckigen Gesicht. Sie ist vierunddreißig. Wir hören Lionel Richie aus einem kleinen tragbaren Radio. An den Wochenenden nimmt sie mich mit zur Heilsarmee und zu St. Vincent, wo sie Berge von Kleidern anprobiert, während ich in meinem Kinderwagen liege und das billige Waschmittel in der Kleidung und den scharfen Ledergestank aus den Regalen voller schwarzer, abgewetzter Schuhe rieche.

Als Teenager hatte Raquelle einen Hypophysentumor und ist jetzt unfruchtbar. Seit sie denken kann, wünscht sie sich ein Kind. Sie betrachtet ihre Waden, ihre muskulösen Füße im Spiegel der Umkleidekabine. Wir halten uns stundenlang dort auf.

Ich weine nicht viel, und in meiner ersten Woche zu Hause stellt Par fest, dass ich einschlafe, wenn er die Nationalhymne singt, die ihm als Einziges eingefallen ist, als Raquelle ihn bittet, mir Wiegenlieder vorzusingen.

»Ooo Caa-na-daah«, schnulzt er. Er hat ein Gesicht so rund wie ein Wasserball, mit einem dicken, fast komischen Schnauzbart und graumeliertem Haar, das er zu einem kurzen, festen Pferdeschwanz gebunden hat. Er ist vor acht Jahren nach Kanada gekommen, um ein Restaurant aufzumachen und Raquelle zu heiraten. Das Restaurant heißt schlicht Par's. Sein Englisch wird allmählich besser, aber er glaubt immer noch, »truepatriotlove« sei ein einziges Wort. Er singt es schnell und weiß nicht, was es bedeutet.

»Sie wird Model«, beschließt Raquelle, weil ich dünn wie eine Bohnenstange bin und etwas größer als der Durchschnitt. »Topmodel. Superstar!«

»Nein«, sagt Par. Er hält mich, während Raquelle die Läufer über dem Balkon ausklopft. Er ist zehn Jahre älter als sie und glaubt, er weiß, wie man ein Kind zu einer fleißigen,

selbstbewussten Frau erzieht. Zunächst einmal wird er nicht zulassen, dass Raquelle mich in Rosa kleidet. »Sie soll im Handwerk arbeiten. Da ist das Geld. Klempner, Elektriker.« Er schüttelt die Rassel vor meinem Gesicht, und ich grabsche geschickt mit meinen kleinen Händen danach. »Siehst du, wie gut sie mit der Rassel ist? Vielleicht auch Sportler. Voll von Sport.«

Raquelle schnaubt. Sein Englisch ist ihr peinlich. In ihren schlimmsten Momenten schaut sie sich im Spiegel an und denkt, sie hätte ihn nicht heiraten sollen, sie hätte es besser erwischen können. »Tänzerin«, sagt sie. »Ich will, dass sie ins Ballett geht. Dazu hat es bei uns zu Hause nie gereicht.«

Mit dem Bus fährt Raquelle abends mit mir in die Innenstadt, wo wir Par im Restaurant besuchen. In einem blütenweißen Hemd mit roter Fliege steht er hinter dem Empfangspult, sein rundes Gesicht strahlt. Als wir hereinkommen, verschwindet er in die Küche, wischt ein kleines bernsteinfarbenes Kognakglas trocken und schenkt Raquelle einen türkischen Raki aus einer Flasche ein, die er unter dem Spülbecken aufbewahrt. Das Restaurant hat keine Schanklizenz; Par kann sie sich nicht leisten. Raquelle sitzt an einem runden Tisch am Fenster und füttert mich mit Maraschinokirschen aus einem Glas. Das Restaurant hat nur einen Gast, einen Mann über siebzig mit tiefliegenden Augen und einer Haut wie Wachspapier. Er dreht sich eine Zigarette aus losem Tabak und sieht zu uns herüber.

»Wunderhübsches Baby«, sagt er. Er spricht sehr leise, und Raquelle beugt sich hinüber, um ihn zu verstehen. »Was haben Sie für eine wunderbare Familie.«

Par steht hinter uns, die eine Hand auf Raquelles Schulter, in der anderen einen Schrubber. »Danke«, sagt er zu dem Mann.

»Sie sieht genauso aus wie Sie«, gibt der Mann zurück und weist auf mein kleines, rundes Gesicht.

Par stützt sich auf den Schrubber. Die Männer sehen einander eine ganze Minute lang an.

Die Straße draußen ist leer. Es ist zehn Uhr. Das blinkende Licht vom Vordach des Kinos auf der anderen Straßenseite fällt durch das Fenster aus Glasbausteinen und erleuchtet spärlich den Raum. Es ist ein kleines Restaurant mit nur zehn Tischen. Es ist alles perfekt eingedeckt, bis auf den einen Tisch, an dem noch der Mann mit der Zigarette sitzt, seine Serviette liegt zusammengeknüllt auf seinem Teller. Er trinkt einen letzten Schluck Wasser und dankt Par für das Essen. Auf seinem Weg nach draußen nickt er Raquelle und mir zu, klappt seinen Mantelkragen hoch und steckt sich die Zigarette im Eingang an, wartet aber, bis die Tür sich hinter ihm geschlossen hat, ehe er den Rauch ausstößt.

»Gott sei Dank«, sagt Par und wischt sich dramatisch die Stirn. Er macht seiner einzigen Angestellten, einem Teenagermädchen mit einem Pickel auf der Stirn, ein Zeichen. »Geh nach Hause, Liesl. Bis morgen.« Wir sitzen da, während er den Boden wischt.

Ich stelle mir gerne vor, dass ich, wenn ich bei ihnen geblieben wäre, jetzt eine Ballerina wäre, im Nebenberuf Klempnerin, doch nach einem Jahr geht Pars Restaurant pleite, und sein Bruder hat ihm eine Arbeit in seiner Heimat angeboten.

Er ist ein veränderter Mann, zornig. Er ist gescheitert, und jetzt sind Raquelle und auch ich Symbole seines Scheiterns. Nachdem er Raquelle verlassen hat, beginnt sie wieder bei Scott's im Zentrum zu kellnern, wo sie vor ihrer Heirat schon gearbeitet hat. Sie liebt die rosafarbenen PVC-Sitznischen, und der gutaussiehende Koch, der sie »Süße« nennt und ihr die Hand küsst, hat ihr gefehlt. Das Restaurant hat vierundzwanzig Stunden geöffnet. Während ihrer Schichten lässt sie mich bei den Pflegekindern der Nachbarn, die im Austausch gegen Limonade und Comics auf mich aufpassen. Wir sitzen auf der Feuerleiter, und ich spiele mit einem großen Tiger-

kater, der mit seiner Sandpapierzunge meine kleine Hand leckt, wenn ich ihn streichele. Dann tragen die Kinder mich rein und sagen, ich soll mich nicht rühren. Für sie bin ich ein Meerschweinchen oder ein Lausfisch – etwas Fremdartiges, das man anstupsen, mit dem man experimentieren kann –, eine Kuriosität, aber auf gar keinen Fall, nicht eine Sekunde lang, ein Mensch.

Eines Tages hält der Koch Raquelle im Restaurant die Hand hin, ein Häufchen weißen Pulvers liegt zwischen seinem Daumen und Zeigefinger. Ziemlich bald geht dafür jeder ihrer Gehaltsschecks drauf.

»Es tut mir wirklich leid, Superstar Shandi«, sagt Raquelle und tippt mit den Fingernägeln auf den Schreibtisch der Sozialarbeiterin. »Aber deine neuen Eltern haben eine Menge mehr Kohle als ich.«

Das haben sie. Julian und Moira lassen mich taufen und ändern meinen Namen in Shannon. Beide sind Anwälte. Wir wohnen in einem hübschen Haus mit weiß umrandetem Giebel im Kolonialstil in einer netten Mittelschichtsgegend zwei Straßen vom Ozean entfernt. Manche Häuser in unserem Block sollen architektonisch an Schiffe erinnern, mit Bullaugenfenstern im oberen Stock und geschwungenen weißen Fassaden, die wie geblähte Segel aussehen. Unseres ist groß und hell, hat zwei Stockwerke, ein getäfeltes Wohnzimmer und ein Klavier. Eine hölzerne Wendeltreppe führt in ein großes Schlafzimmer mit gewölbter Decke, im angeschlossenen Badezimmer steht eine frisch emaillierte Badewanne mit Klauenfüßen. Mein Schlafzimmer liegt gegenüber von ihrem und ist nicht größer als eine Gefängniszelle. Ich habe ein quietschendes weißes Gitterbett, eine kleine antike Kommode und einen mit Kohle zu heizenden Kamin, der nicht funktioniert.

Es ist kälter in diesem Teil der Stadt, und die Luft riecht

nach Salz und Seetang. Der Park gegenüber von unserem Haus ist am Tag voller Familien und nachts leer. Wir haben einen großen Vorgarten und einen noch größeren nach hinten raus; statt eines Zauns haben wir eine Steinmauer. Sie umgibt das gesamte Grundstück und lässt nur den Eingang frei. Den schmückt ein schmiedeeisernes Tor mit buntem Seeglas in den Zwischenräumen. Eine Oregon-Eiche füllt fast den ganzen Vorgarten, und der hintere ist sorgfältig gepflegt, ein mit Schiefer belegter Pfad führt von der Terrasse zu einer hölzernen Gartenlaube mit Hollywoodschaukel.

Eine Woche nachdem meine neuen Eltern mich nach Hause gebracht haben, geben sie eine Party zur Feier meiner Ankunft. Ich schlafe in Moiras Armen, während Julian und Moira kundtun, was sie über Findelkinder wissen. Ich bin achtzehn Monate alt, und obwohl ich schon laufen und ein paar Worte sagen kann, sehe ich immer noch aus wie ein Baby. Haare müssen mir erst noch wachsen. Um meine Kahlheit zu verbergen, hat Moira mir eine kleine Mütze gestrickt, die aussieht wie eine Glockenblume.

»Einige Mütter«, sagt sie, »glauben, ihr Baby sei besessen, und die einzige Möglichkeit, es zu retten, sei, es zu töten.« Moira ist groß und stämmig, hat hängende Mundwinkel und kinnlanges, lockiges Haar. Ihr apfelwangiges Gesicht ist mit blassen braunen Sommersprossen gesprenkelt. Auf eine gewisse Weise ist Moira sehr schön – mit ihrem skandinavischen Gesicht, der durchscheinenden, hellen Haut –, aber ihre Augen haben etwas Argwöhnisches. Auf Fotografien blickt sie häufig nicht in die Kamera.

Fünf Kolleginnen von Moira sind im Wohnzimmer versammelt. Julian bereitet in der Küche Glühwein zu und unterhält sich mit ein paar Männern von seiner Arbeit, mit denen er Racquetball spielt. Aus großen, schwarzen Lautsprecherboxen erklingt die Filmmelodie von *Diva*.

»Wir haben nämlich nachgeschlagen«, sagt Julian und

wirft eine Zimtstange in den dampfenden Topf. Er trägt eine von Moiras geblühten Schürzen. »In den Staaten werden jedes Jahr zwölftausend Babys ausgesetzt – in Krankenhäusern. Die Mülleimer sind dabei nicht mitgerechnet.« Er kichert, und die Männer treten unruhig auf der Stelle.

Vom kleinen Sofa im Wohnzimmer aus kann Moira sehen, wie ihr Mann den Glühwein umrührt. »Hör auf mit dieser schrecklichen Statistik«, ruft sie.

Er ist kein gutaussehender Mann. Weich um den Bauch, aber überall sonst mager, und sein Haar steht wie bei einem Igel in alle Richtungen ab. Er sieht selbst ein bisschen wie ein Igel aus. Spitze Schnute, volle Backen. Sie setzt mich einer ihrer Arbeitskolleginnen auf den Schoß und geht in die Küche, um den Apfelauflauf in den Ofen zu schieben. Seit ich da bin, hat sie das Kochen wiederentdeckt, hat Sirupkekse gebacken und eine Apfeloße nach dem Rezept ihrer Mutter gekocht.

Der Abend zieht sich in die Länge, und ich werde zappelig. Julian trägt mich die Treppe hinauf und packt mich in mein Gitterbettchen, wo ich so laut schreie, dass er fünf Minuten später wieder hochkommt und mich hinten in den Schrank legt.

»Verdammt noch mal, halt die Schnauze«, murmelt er, während er die Treppe hinuntersteigt. Eine von Moiras Kolleginnen hört es und wirft ihm einen kurzen Blick zu. Später, als alle längst zu viel getrunken haben, nimmt er ihre Hand und sagt, er habe sie schon immer wunderschön gefunden.

An Sonntagen spazieren wir als Familie die Dallas Road hinunter, über die Kieselstrände, vorbei am höchsten Totempfahl der Welt, bis nach Ogden Point. Wenn es nicht zu kalt ist, wandern wir den ganzen Hafendamm entlang. Der salzige Wind schlägt mir ins Gesicht, und der Meeresgeruch haftet noch Stunden später an meiner Haut. Manchmal nimmt Moira mich hoch, und ich setze meine kleinen Füße auf das

türkisfarbene Schutzgeländer, breite die Arme aus und lasse mich vom Wind wieder zu ihr zurückpusten.

Als endlich mein Haar zu wachsen beginnt, ist es so weich und hell wie Maisgrannen. Moira zieht mir ihre alten Babysachen an, die handgenäht und teuer sind und in einer Zedertruhe aufbewahrt werden. Sie macht Polaroids von mir in kleinen Samtwesten mit weichen, weißen Monden und in Spielanzügen aus Kord und breit gestreiften Pullovern. Mein Haar leuchtet in der Sonne, und ich bin sehr fein gekleidet.

Wenn Moira kocht, nimmt sie mich auf den Arm, und ich presse meinen Körper in die Kuhle über ihrer Hüfte. Die Küche ist nur schwach beleuchtet. Sie mag es, wenn das Licht aus ist. Moira beugt den Kopf und riecht am Dampf, ihr Gesicht schimmert blau von der Gasflamme. Ich berühre ihre Wangen, die weich und sommersprossig sind. Ich zwirbele ihre Haare mit meinen Fingerspitzen. Sie hat so kräftiges Haar; in meiner Hand fühlt es sich richtig rau an. Sie legt ihr Gesicht an meins. »Aaa-bee-cee-dee-eee-eff-gee. Und jetzt?«

»Errg«, sage ich, und sie belohnt mich mit einem Stückchen weicher, weißer Kartoffel.

Zu meinem zweiten Geburtstag kaufen meine Eltern mir ein Schaukelpferd, ein Nachtlicht in Form eines Leuchturms und eine komplette Beatrix-Potter-Ausgabe. Während Moira auf der Arbeit ist, hält Julian mich mit einer Hand auf dem Schoß und spielt mit der anderen Klavier. Ich drehe und winde mich unter seinem Griff, seine Hände sind knochig und behaart. Seine Finger halten mich zu fest.

Manchmal muss Moira nachts arbeiten, und in diesen Nächten besteht Julian darauf, dass ich lesen lerne. Wir beginnen mit den Büchern *Pat the Bunny* und *Goodnight, Moon*. Doch obwohl ich es schön finde, dass man das flauschige weiße Kaninchen im Buch streicheln kann, und immer wieder »Gute Nacht, Muschmusch« sage, hat er bald genug vom

Üben und von mir. Wenn sein Gesicht bedrohlich nah über mir schwebt, wenn ich den Ausdruck in seinen Augen sehe, während er auf jedes Wort zeigt und danach fragt, fange ich an zu weinen. Seine Zähne sind klein und kaffeeleckig. Die Wörter sehen wie Symbole aus, wie Hieroglyphen. Ich starre ihn an, als er auf das Wort »der« zeigt, und breche in Tränen aus. Er schickt mich ins Bett, mit meiner Dummheit habe ich unseren Abend verdorben.

»Ich ertrage es nicht«, sagt er, als Moira in dieser Nacht nach Hause kommt, »ich ertrage es nicht, dass sie die ganze Zeit weint.«

Moira bindet sich die geblünte Schürze um und wärmt einen Topf mit Suppe auf. »Clint hat gesagt, ich kann das lange Wochenende frei kriegen.« Sie kratzt sich ihre Wade mit dem großen Zeh, und Julian zuckt zusammen – er kann es nicht ausstehen, wenn sie das macht. Und er kann es nicht ausstehen, wenn sie Clint erwähnt.

Immer häufiger muss sie nachts arbeiten, und wenn sie dann nach Hause kommt, höre ich, wie sie Julian anfleht, er solle sich beruhigen; ich starre derweil auf die Sterne, die über meinem kleinen weißen Bett an die Decke geklebt sind und im Dunkeln leuchten. Julian hat mich so fest zugedeckt, dass ich kaum atmen oder meine Arme bewegen kann.

Ist sie blind? Ist sie doof? Ich möchte ihr erzählen, wie sehr ich mich vor Julian fürchte – davor fürchte, mit Julian allein zu sein –, aber mir fehlen die Worte dafür. Ich weine und jammere und schlage mit meinen Fäusten gegen ihren weichen Bauch. »Was ist denn, mein Kleines?«, fragt sie mich. »Warum bist du so zornig?«

Eines Tages verkündet Julian, er werde für eine Woche verreisen, und Moira geht mit mir an den Strand von Willows Beach. Ein paar Minuten lang lässt sie mich schaukeln und schubst mich an, dann hört sie auf, stellt sich auf die Ze-

henspitzen und winkt einem Mann, der sich uns nähert. Es ist ihr Chef, Clint. Er ist ein hochgewachsener Mann in burgunderfarbenem Anzughemd, schmaler Krawatte und schwarzer Anzughose. Er hat ein intelligentes Gesicht und einen langen, gebogenen Hals, wie ein Reiher. Er hat ein kleines Mädchen in ungefähr meinem Alter – zweieinhalb – auf dem Arm. Während die Erwachsenen sich unterhalten, starren wir uns aus der sicheren Deckung ihrer Beine an. Sie ist ein selbstbewusstes Kind, dunkelhaarig und dunkeläugig wie ihr Vater, und ich fürchte mich vor ihr. Moira und Clint spazieren am Strand entlang, wir Kinder sind uns selbst überlassen, sollen miteinander spielen. Wir sehen eine Strumpfbandnatter, die im hohen Gras hin und her huscht, und das dunkelhaarige Mädchen jagt sie, bis die Schlange unter irgendetwas auf dem Spielplatz verschwindet. Das Mädchen fängt an zu weinen, und Clint kommt zurück, hebt sie grob hoch und setzt sie ins Auto. Er nimmt Moira in die Arme und küsst ihre Wange, dann bückt er sich und schaut mich an. Ich habe gut zwei Zentimeter langes feines, weißes Haar auf dem Kopf und trage ein weißes Kleidchen. Clint lächelt und sagt, ich sähe aus wie ein Engel.

Als er ins Auto steigt und wegfährt, macht Moira plötzlich ein Gesicht, als trauere sie. Sie starrt mich an, als wäre ich jemand, den sie schon einmal gesehen hat, aber nicht einordnen kann. Sie kauft mir ein Eis am Stiel, das nach Root Beer schmeckt, und ich konzentriere mich darauf, dass es nicht schmilzt und mir in den Schoß fällt und die Ledersitze ihres Wagens ruiniert.

Als Julian von seiner Reise zurückkehrt, schenkt er mir einen Stoffbär, der ein rot-grün gestreiftes Halstuch trägt. Moira bekommt einen bodenlangen Kamelhaarmantel. Eines Nachts höre ich beide schreien, dann einen kalten, harten Schlag. Danach sehen wir Clint nie wieder.

Bei gutem Wetter fährt Julian mit dem Rad zur Arbeit, seine Aktentasche befestigt er mit Spanngurten am Gepäckträger. Eines Abends radelt er im Dunkeln nach Hause, ein Schemen in einer schwach beleuchteten Nebenstraße. Es beginnt zu regnen, und die Temperatur fällt rasch. Die Windschutzscheibe des Wagens, der sich ihm von hinten nähert, ist beschlagen. Der Fahrer zögert an der Kreuzung. Julian wartet an der Ampel. Als der Wagen scharf nach rechts abbiegt, erwischt er Julians Rad, der verliert das Gleichgewicht, knallt gegen den Bordstein und wird so heftig vom Rad geschleudert, dass er ein ganzes Stück auf dem Rücken über den Asphalt rutscht, ehe er schließlich liegen bleibt. Er steht auf, verflucht das Auto, das in die Nacht entflohen ist, und fährt die restliche Strecke auf dem Bürgersteig. Das Blut auf seinem Rücken klebt wie Sirup an seiner Anzugjacke.

Moira ist nicht zu Hause. Ich beobachte ihn durch meine Gitterstäbe. Ich bin drei Jahre alt, mein Haar ist ein großer weißer Wattetuff, meine Augen sind groß und wolkig blau. Er zieht die Jacke aus und pellt sich langsam aus seinem Hemd, das voll dunkelroter Blutflecken ist. Er lässt es auf den Teppich fallen und kommt an mein Bett, hebt mich hoch und setzt mich auf Moiras und sein Bett. Er geht ins Badezimmer und kommt mit einem feuchten Tuch und einer Tube Vaseline zurück, legt sich auf den Bauch und sagt, ich soll ihm, so sanft ich kann, den Rücken mit dem Handtuch abreiben. Er findet die Fernbedienungen zwischen dem Bettzeug und macht den Fernseher an, drückt auf die Taste für den Videorekorder. Ich spiele mit dem Blut auf seinem Rücken, fahre mit meinen kleinen Fingern rechts und links an seinem Rückgrat entlang. Er drückt mir einen Klecks Vaseline in die Hand, und ich schmiere die Salbe aufs Blut. Ich langweile mich, werde zappelig, und so macht er ein Spiel daraus, sagt, ich soll Kreise und Rechtecke und Buchstaben und Zahlen in das klebrige rosa Zeug malen. Im Fernse-

hen läuft *Katzenmenschen*. Wir sehen den Film gemeinsam, während ich seinen Rücken einreibe, und als ich aufwache, ist es schon Morgen.

Nicht lange danach findet Moira einen dunkelblauen Bluter-
guss an meinem Schenkel. Julian erklärt, er habe Schwierig-
keiten, mich zu halten. Er sagt, ich würde mich aus seinen
Armen winden und wie ein Stein fallen lassen. Er sagt, er
bete, dass ich still bin. Nachts ist er damit beschäftigt, die
Erinnerung an seinen Vater zu verscheuchen, der mit einem
Gürtel so lange auf seine Beine einschlug, bis sie sich bogen
und bluteten. Er ist ein getriebener Mann. Er fährt jedes Mal
zusammen, wenn ich weine.

»Hört sie denn nie auf?«, klagt er. Moira sitzt, den Kopf in
die Hände gestützt, auf der Kante ihres großen Betts. Moiras
Affäre, ihre Schuld, hängt schwer im Raum. Sie wird es wie-
dergutmachen, sagt sie. Sie wird dafür sorgen, dass alles gut
wird. Was hat sie schon für eine Wahl. Obwohl sie das Ab-
gründige in ihm sieht, kann sie sich ihr Leben nicht ohne
ihn, nicht ohne dieses wunderschöne, geordnete Heim vor-
stellen.

Wir beginnen mit einem Spiel, dass sie Stille nennt. Für
jede Minute, die ich stillsitze, werde ich mit einem Würfel
Cheddar belohnt. Wenn ich fünf Minuten stillsitze, bekom-
me ich ein Stück dunkle Schokolade mit Erdbeergeschmack.

»Konzentrier dich, Shannon«, sagt sie zu mir und klopft
mit einem Holzlöffel auf meine Fingerknöchel, wenn ich
»Stille« abbreche und herumzulaufen beginne. »Konzentrier
dich, dann muss ich deiner kleinen Hand nicht wehtun.«

Ich möchte ihr erzählen, dass Julian mich so fest hält, dass
es wehtut, und dass ich deshalb herumlaufe, aber ich ha-
be Angst, die Worte auszusprechen. Ich bin nicht schlecht,
möchte ich zu ihr sagen, ich habe Schmerzen.

»Ich möchte, dass du jetzt sieben Minuten lang ›Stille‹

übst. Und dann arbeiten wir uns langsam bis zehn hoch, einverstanden?« Sie wedelt mit dem Holzlöffel wie mit einem Zauberstab.

Bei einer Routineuntersuchung entdeckt unser Hausarzt violette Daumenabdrücke an meinen Gliedern. Er bittet Moira in sein Büro und sagt, Julian und sie müssten sanft mit mir umgehen.

»Sie ist ein kleiner Zappelphilipp«, lacht Moira, und der Doktor lacht auch. Moira erklärt ihm, es liege an der Treppe und an meinen wackeligen Beinen und daran, wie ich mich immer aus Julians Armen winde.

»Sie ist ein sehr besonderes Mädchen«, sagt der Arzt zu ihr. »Passen Sie gut auf sie auf.« Beim Hinausgehen schenkt er mir einen Anstecker mit einem Löwen, und als Moira und ich wieder im Auto sitzen, dreht sie sich zu mir um und sagt, wenn ich nicht still sein kann, muss ich weg und bei einer anderen Familie leben.

Geringschätzung ist ein langes, kompliziertes Wort. Es bedeutet: »etwas missachten oder für wertlos halten«. Das ist das Letzte, was Julian mir beibringt, bevor ich aus der Tür und in die Arme einer Sozialarbeiterin gescheucht werde, ich bin drei, und mein kleiner Arm hat einen leuchtend blauen Gipsverband. Einer meiner Fingernägel verhakt sich im Reißverschluss des Mantels der Frau und hinterlässt eine blutige Spur. Moira steht in der Haustür, ihr Gesicht ist blass. Ihre Augen sind leer.

Auf dem Rücksitz vom Auto der Frau liegt ein altes Videospiel: Pac-Man. Ich spiele es einhändig mit einem Jungen, der älter ist als ich, er sagt, wenn die Tasten klebrig werden, haut er mir in die Fresse. Die Frau hat mich so straff an den Sitz geschnallt, dass ich kaum atmen kann. Sie fährt einen Kombi mit Holzfurnier, die beigefarbenen Sitze sind mit

Plastik überzogen. Es riecht so stark nach Kunststoff, dass ich mich übergebe, und der Junge schlägt mich, als er sieht, was ich gemacht habe.

Ich habe Angst vor der Dunkelheit. Wir werden an die Hand genommen und eine mit Teppich belegte Treppe hinuntergeführt, und ich kann nicht sagen, ob wir in einer Kirche oder in dem Keller von jemandem sind. Kleine hölzerne Kreuze hängen an den Wänden, und überall, wo ich hinschaue, liegen Styroporbecher mit Lippenstiftspuren. Es riecht nach Fertiggerichten. Der Mann, der meine Hand hält, sieht aus wie der Musiker Raffi, aber er hat einen ruppigen Ton, und unter seinen Fingernägeln ist Dreck. Insgesamt fünfzehn Kinderbetten stehen im Raum, jeweils fünf in einer Reihe, und wir bekommen jeder eine Decke und ein kleines Kissen. Als er meine Hand loslässt, bitte ich ihn, dazubleiben, aber meine Stimme ist zu leise, und der Raum schluckt das Geräusch. *Licht aus*, sagt jemand, und ein anderer sagt: *Ich will nicht neben diesem Scheißstinker liegen*, und noch ein anderer sagt: *Halt die Schnauze*, und das war's. Der Junge liegt in dem Bett neben meinem. Als meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt haben, sehe ich das Weiße in seinen. Wir beobachten einander, und als ich meine Hand ausstrecke, flüstert er *Baby*, nimmt sie aber trotzdem. Und in dieser Haltung schlafen wir ein, und die ganze Nacht über kommen und gehen irgendwelche Leute.

Am nächsten Tag werde ich in ein Heim gebracht, als sechstes Kind in einem Vier-Betten-Heim. Ich teile die untere Koje des Stockbetts mit einem übelriechenden Mädchen, das ins Bett macht. Keiner von uns gehört zu irgendjemandem. Die Frau, die das Haus führt, nennt mich Samantha, und für eine Weile glaube ich, das sei mein Name. Ich bringe dem stinkenden Mädchen bei, mit mir zusammen vorm Zubettgehen in den Kübel zu pinkeln, und von da an sind wir Freundinnen. Ihre Mutter ist bei ihrer Geburt gestorben.

Das Mädchen spielt nachts mit meinen Haaren, und das ist es, woran ich mich vor allem erinnere, das Gefühl ihrer sanften Nägel auf meiner Kopfhaut, während die anderen Kinder im Bett über uns weinen.